

Frankreichs Staat gefällt sich göttlich

Autor(en): **Frei, Christoph**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **81 (2001)**

Heft 12-1

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-166433>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Christoph Frei

FRANKREICHS STAAT GEFÄLLT SICH GÖTTLICH

Die Verlängerung des Duells zwischen Al Gore und George W. Bush hat französischen Souveränisten aller Couleur unverhofft Gelegenheit gegeben, dem nationalen Publikum wieder einmal die irrationalen, für einmal sogar archaischen Seiten des amerikanischen Modells zu insinuieren – und dies zur besten Sendezeit: «Ces grands électeurs, c'est quand-même un peu dépassé, non?»

Wer ermessen möchte, wieviel Irrationales und Archaisches auch sonst die beiden Nationen scheidet, wird gut daran tun, früher oder später einen so prosaischen Bereich wie die öffentliche Verwaltung nicht ausser acht zu lassen – den Staat im engeren, administrativen Sinn. Welten liegen auch hier zwischen hüben und drüben, und heute noch: Jahrhunderte.

Im grossen Aufbruch des christlichen Abendlands zum ersten Kreuzzug (anno Domini 1095) blieb, von keiner Seite wirklich vermisst, der König von Frankreich zu Hause. *Philipp der Träge* hielt nichts von grossen Gebärden; er wurde sesshaft, geizig und faul. Sein resignierter Rückzug auf die kleine Krondomäne rund um Paris mochte allen Glanzes entbehren, im historischen Rückblick aber markiert er die Anfänge einer geordneten, dauerhaften Administration. Anfänge mit spektakulären Folgen: Kaum hundert Jahre später hatten sich jene Dienste, Körper und Kammern gebildet, die in ihrer unablässigen Wirksamkeit die Permanenz der Krone fortan sichern und diese schliesslich selber überdauern sollten.

Nicht, dass Blut und Eisen in der Geschichte Frankreichs fehlten. Die Biographie dieses Landes indessen lässt sich plausibel auch als Entwicklungsgeschichte seiner Verwaltung schreiben. Könige kamen und gingen; ein wachsendes Heer von Schreibern, Buchhaltern und Rechtskundigen aber wachte darüber, dass in der Auseinandersetzung mit ungebärdigen Vasallen, mit Städten und Ständen kein Anspruch jemals aufgegeben, keine Forderung vergessen, kein Einsatz ganz verloren wurde. Nicht dynastischer Politik oder Weitsicht war es zu danken, wenn die Krondomäne stetig wuchs, sondern dem täglichen Kleinkrieg von Beamten an den Grenzen ihres Amtsbereichs – und der Bienenarbeit im Zentrum. Die schriftliche Fixierung und Fortentwicklung bestehenden Rechts; der konzeptuelle Übergang von der feudalen Lehnsherrlichkeit zur einen, unteil-

baren Souveränität; die Konstruktion und argumentative Untermauerung einer national-französischen Version des Gottesgnadentums – all dies hätte nicht geleistet werden können, wären nach 1250 nicht ganze Schulen von Kirchenrechtlern und Legisten in den Staatsdienst eingetreten. *Militia regis* nannten sie sich, und hatten bald schon den Schwertadel als «rechten Arm» des Königs abgelöst. Es waren die Anfänge der französischen Technokratie.

Konditionierte Wahrnehmungen

Amerika hat sich eine Administration gegeben, die Administration aber hat Frankreich vom Kern aus geschaffen. Die Sammlung immer neuer Ländereien, ihre fiskalische Einbindung und politische Entmündigung haben sich über ein halbes Jahrtausend hingezogen. Die scheinbare Unterwürfigkeit der Provinzen wurde im Ausland früh zur Kenntnis genommen und kommentiert. Zur Mitte des 15. Jahrhunderts hielt *John Fortescue* fest, den Franzosen fehle ganz und gar jener Instinkt, der gesunde Völker in den Aufstand treibe. Kaiser *Maximilian* bezeichnete sich selber als König der Könige, seinen Widersacher *Charles* indessen als «*roi des moutons*».

Solche Sticheleien mochten etwas für sich haben; die Wahrnehmung der direkt Betroffenen war in aller Regel eine andere. Nicht als despotische Maschine erlebten sie ihren monarchischen Staat, sondern immer wieder als «moderne», als fortschrittliche und befreiende Kraft, die Schutz und konkrete Besserungen brachte; mehr Rechtssicherheit vor allen Dingen, weniger Ungleichheit und Willkür. Objektive Leistungen dieser Verwaltung waren so offensichtlich wie das unerhörte Prestige der Krone und echte monarchische Leidenschaft im Volk.

Spätestens vom Hundertjährigen Krieg an kam ein weiteres hinzu, nämlich Propaganda von bemerkenswerter Systematik. Von der Staatskanzlei an den Bi-



Alexis Comte de Tocqueville, nach einer Lithographie von Chasse-riau, Bildarchiv Handke, Bad Berneck.

schof, von dort aus weiter an die Pfarreien: «*Escoutez doncques, loiaux François...*». Gottgewolltes wurde hier gezielt gepredigt und flächendeckend unters Volk gebracht: die unantastbare *Einheit* der Nation, die alles umfassende Verantwortung der Krone sowie die ewigen Prinzipien von *autorité* und *obéissance*. Ein eminent staatsdienlicher Diskurs – und die Methode sollte Schule machen. Noch im 20. Jahrhundert hat die *Ecole laïque* als zentralstaatlich kontrollierte, militante Geistlichkeit des republikanischen Kults jene Funktionen ausgeübt, welche der Klerus für das *Ancien Régime* übernommen hatte.

Eine ungehörte Botschaft

Dass die grosse Revolution von 1789 in mancher Hinsicht eine solche gar nicht war; dass sie gerade im Bereich einer zentralisierten Staatsverwaltung nicht vermochte, den Bruch mit der Tradition des *Ancien Régime* zu vollziehen: Diese Zusammenhänge hat kaum ein Autor so deutlich aufgezeigt wie *Alexis de Tocqueville* – und niemand hat sie so sehr bedauert wie er selbst.

Unter dem Eindruck einer Studienreise quer durch die Vereinigten Staaten gelangte er in den frühen

1830er Jahren zur Überzeugung, in der fortgesetzten administrativen Zentralisierung Frankreichs recht eigentlich die Wurzel allen Übels zu erkennen: «*Elle habitue les hommes à faire abstraction complète et continue de leur volonté; à obéir, non pas une fois et sur un point, mais en tout et tous les jours. (...) Elle excelle, en un mot, à empêcher, non pas à faire. Ce n'est point à de pareilles conditions qu'on obtient le concours de la volonté humaine. Il lui faut de la liberté dans ces allures, de la responsabilité dans ces actes.*»

In Entsprechung zur Natur des Übels wählte *Tocqueville* seine Remedur. Was ihm vorschwebte, waren Bausteine einer machtteiligen, partizipativen politischen Kultur: Autonomie für Frankreichs Gemeinden; Vereinigungs- und Pressefreiheit; eine unabhängige Justiz ... Noch 1840 träumte *Tocqueville* davon, seinen Franzosen ein Lehrer *in politicis* zu sein, schliesslich aber verzweifelte er an der schieren Möglichkeit, die Dinge konkret zu bewegen – vor allem im Herzen des Staats: «*Lors donc qu'on prétend qu'il n'y a rien parmi nous qui soit à l'abri des révolutions, je dis qu'on se trompe, et que la centralisation s'y trouve*», hielt er in seinen «Souvenirs» fest.

Tocqueville war weder der erste noch der letzte Franzose, der sich von Amerika beeindruckt liess. Was ihn abhebt, ist die Schärfe seines Blicks für das, was die alte Heimat aus dem Vergleich mit der jungen Demokratie hätte lernen und reformpolitisch verwerten können. Wer ihn unbefangen liest, kann noch heute viel gewinnen – und am Ende vorab er-messen, welch weite, aber auch: welch verheissungsvolle Wege Frankreich nie gegangen ist.

Kontinuität und Macht

Die Zentralverwaltung dieses Landes hat buchstäblich «alles» überdauert. Hinter den Fassaden der feudalen, absoluten und konstitutionellen Monar-

Was *Tocqueville* vorschwebte, waren
Bausteine einer machtteiligen,
partizipativen politischen Kultur:
Autonomie für Frankreichs Gemeinden;
Vereinigungs- und Pressefreiheit;
eine unabhängige Justiz ...

chie, der Kaiserreiche und Republiken in fortlaufender Numerierung sind die grossen Kammern im wesentlichen die gleichen geblieben. Und doch, wer ein Verfassungshandbuch öffnet, findet sie höchstens

am Rande erwähnt: Souveränität geht ja nur «vom Volke» aus. Kein Wort etwa zum Staatsrat, der über seine interne Gerichtsbarkeit selbständig über die Instrumente der Staatsmacht verfügt, gegen dessen Willen kein Gesetz durchzubringen ist und dessen Jurisprudenz erst den verbindlichen Inhalt der Gesetze bestimmt. Kein Wort zum Generalstab der Finanzverwaltung, dessen reale Kompetenzen die parlamentarische Verabschiedung des Finanzgesetzes zu einer Komödie ohne reale Konsequenzen degradieren. Kein Wort zum Kassationsgericht, keines zum Rechnungshof – denn keine dieser Institutionen geht «vom Volke» aus. Glanzlos und der Öffentlichkeit entrückt, fast heimlich wirken sie im Hintergrund.

Hier arbeitet ein Mandarinat, das sich von Kindesbeinen auf in den besten Internaten das Bewusstsein und den Korpsgeist einer auserwählten Elite erworben hat; ein nur der eigenen Hierarchie verantwortlicher, sich selbst ergänzender, technokratischer Stand eigener Souveränität, dem die Wellenschläge

Der heutige Staatspräsident, der Premierminister und sämtliche Minister der gegenwärtigen Regierung stammen aus der höheren Verwaltung; sie besetzen Kabinette fast immer nur mit ihresgleichen.

der politischen Konjunktur kaum je etwas anhaben können. Der heutige Staatspräsident, der Premierminister und sämtliche Minister der gegenwärtigen Regierung stammen aus der höheren Verwaltung; sie besetzen Kabinette fast immer nur mit ihresgleichen.

Plätze, Prestige, Privilegien

Über das System der *pantouflage* kontrolliert die Elite strategische Positionen nicht nur im staatlichen, sondern auch im privaten Bereich der Wirtschaft. Jeder fünfte der rund 5000 aktiven Enarchen arbeitet heute ausserhalb der *Fonction publique*; fast die Hälfte der 200 grössten Unternehmungen Frankreichs werden von früheren Funktionären geleitet. Ihr reales Gewicht ist darum enorm, weil der französische Kapitalismus nur eine relativ geringe Zahl miteinander vernetzter Gruppen kennt, deren Handlungsfähigkeit so gut wie nie durch Aktionäre beeinträchtigt wird. Einzelne Wirtschaftszweige sind heute durch die staatliche Verwaltung regelrecht kolonisiert; der Bereich der Atomenergie beispiels-

weise gleicht einem gut abgeschirmten Jagdrevier für eine Handvoll Auserlesener der *Ecole des mines*.

Vor diesem Hintergrund darf man sich fragen, ob die Auslandspresse gegenwärtig nicht doch ein bisschen übertreibt, wo sie den vermeintlichen Rückzug

Rund 24 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung arbeiten heute für den französischen Staat.

des französischen Staats aus der Wirtschaft lobend kommentiert. «*New French Revolution under way*», heisst es in der «*International Herald Tribune*». Von einer «*stillen Revolution*» spricht die deutsche «*ZEIT*», und der britische «*Economist*» stimmt ein: «*Something startling is happening to de Gaulle's Fifth Republic.*»

Solche Wertungen mögen sich darauf beziehen, dass heutzutage selbst die französischen Sozialisten pragmatisch privatisieren. Gemessen an der fortbestehenden Realität eines veritablen Staatsfeudalismus mit seinen Grau- und Dunkelbereichen, gemessen auch am tatsächlich anstehenden Reformbedarf sind sie masslos übertrieben.

Dégraisser le mammoth

Rund 24 Prozent der erwerbstätigen Bevölkerung arbeiten heute für den französischen Staat. Schliesst man die 1,2 Millionen Angestellten der Spitäler und Post mit ein, kommt man auf die eindruckliche Zahl von ungefähr 5,3 Millionen direkten Lohnbezüglern. Ungefähr – denn genau weiss es niemand; allein im Erziehungsministerium liegen die Unterschiede zwischen budgetierten und reell besetzten Stellen jährlich bei ± 5000 . Transparente Buchhaltung ist Sache der Verwaltung nicht. Der Steuerzahler hat auch keine Ahnung, wieviel hohe Funktionäre tatsächlich verdienen; ihre Zulagen und Prämien sind noch immer geheim. Kurz nach seinem Amtsantritt im Jahre 1995 verlangte der damalige Finanzminister *Jean Arthuis* eine Liste der bestverdienenden Beamten innerhalb der Bastion *Bercy*. Nach sechs Monaten hartnäckigen Insistierens bekam er ein nicht-kopierbares Blatt Papier.

Seit langem herrscht eine politisch korrekte Übereinstimmung dahingehend, dass diese Verwaltung gründlich zu reformieren sei; im Ministerium für Staatsreform wird längstens auch die Staatsreform verwaltet... Es regnet Zirkulare, in der Masse des Überlieferten aber lösen sie sich auf wie Tropfen im

Strom. Was bleibt, sind medienwirksam inszenierte Ankündigungen. Endlich eine «unabhängige Justiz»; eine Dezentralisierung, «die diesen Namen wirklich verdient». Jede Regierung kommt mit Reformprogrammen; wo konkrete Gruppen und Verwaltungskörper tatsächlich angetastet werden sollen, vermag keine mehr als Namen zu ändern, Kommissionen einzusetzen und zuletzt Minister auszuwechseln.

Die Politik läuft leer. Dass das Volk ihr Beine machen könnte, steht für heute und morgen nicht zu erwarten. Niemand kritisiert den Staat und seine

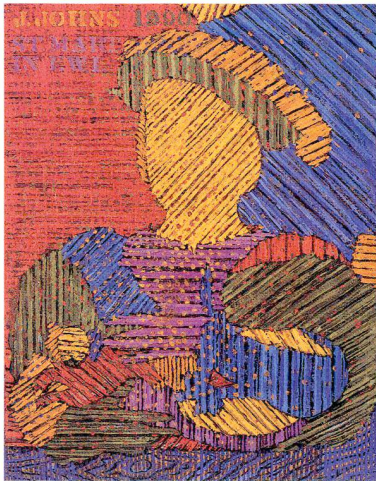
öffentlichen Dienste so hart wie die Franzosen selbst, aber niemand ist beiden tiefer verbunden. Vielleicht bleibt von daher alles beim alten?

CHRISTOPH FREI, geboren 1960, lebt seit 1996 in Paris. Studium der Staats- und Politikwissenschaften in der Schweiz (1980–85) und in den Vereinigten Staaten (1988–90). Dissertation und zahlreiche Veröffentlichungen im Schnittbereich von Internationalen Beziehungen und Ideengeschichte. Derzeitiges Buch- und Forschungsprojekt: Eine Geschichte der französischen Demokratie.

TITELBILD

EUROPA ALS MODELL

Jasper Johns' Aneignungen europäischer Kunst. Zu Titelblatt und Illustration des Dossiers «Europa-USA: Abhängigkeiten zwischen Liebe und Hass»



Jasper Johns, *Untitled*,
(After Hans Holbein),
Enkaustik auf Leinwand,
82,5 x 65 cm,
Privatbesitz.

Eines der faszinierendsten und konstantesten Merkmale der Kunst des Amerikaners Jasper Johns ist die Verwendung von Motiven der europäischen Kunstgeschichte. Zu den Künstlern, deren Motive Johns seit den sechziger Jahren bearbeitet, zählen Leonardo da Vinci, Matthias Grünewald, Hans Holbein d. J., Giovanni Battista Piranesi, Paul Cézanne, Edvard Munch, Pablo Picasso, Marcel Duchamps und René Magritte. Indem er immer wieder die Bildsprache dieser Künstler zum Ausgangspunkt seines eigenen Motivrepertoires macht, bekräftigt Johns seine Verwurzelung in der Tradition der abendländischen Kunst und stellt sein Werk neben das Schaffen der Traditions-Künstler. Die Konturnachzeichnung ist für Johns bis heute eine wichtige Methode. Das Titelbild dieser Ausgabe der

«Schweizer Monatshefte» zeigt die eindrucksvolle Arbeit «After Hans Holbein». 1989 begann Johns eine Serie von Konturnachzeichnungen nach einer um 1541 entstandenen Zeichnung Hans Holbeins d. J. «Bildnis eines Edelknaben mit Meerkatze», die er 1988 in Basel gesehen hatte. Obgleich Johns das Holbeinsche Bildnis bis an die Grenze des Abstrakten treibt, hat er das Ausgangsmotiv nie verborgen. Bereits 1977 hatte Johns in einer Ausstellung des Spätwerks von Cézanne im Museum of Modern Art in New York Cézannes «Die Grossen Badenden» gesehen. 1989 war Johns nach Basel gereist, um sich die vom Kunstmuseum veranstaltete umfassende Ausstellung der «Badenden» Cézannes anzusehen. Doch erst 1993 erstet das Motiv bei Johns wieder neu in Form einer Serie von sechs «Tracings» genannten Tuschzeichnungen auf Kunststoffolie. Dem Spätmittelalter bleibt Johns mit «Racing Thoughts» verbunden, wo er erneut eine Konturnachzeichnung von Matthias Grünewalds Dämon (gelbe Kontur) mit dem Schild mit Totenkopf und gekreuzten Knochen in Beziehung setzt. Die Befruchtung des Bildes mit persönlichen Gegenständen verweist auf ein wesentliches Element in Johns Motivation der Beschäftigung mit der Kunst alter und neuer Meister. Immer wieder ist Johns auf der Suche nach dem ganz Persönlichen, dem Autobiographischen in den Werken seiner Vorbilder, als könne er nur über das Fremde das Eigene finden. Die Lithographie

«Savarin» (von 1977 bis 1981) etwa weist die Initialen E. M. auf, die sich auf Edvard Munch beziehen, und spielt mit dem Armabdruck daneben insbesondere auf Munchs lithographisches Selbstbildnis von 1895 an.

Eine weitere Quelle, der sich Jasper Johns Mitte der achtziger Jahre erneut zuwandte, waren Duchamps «erotische Maschinen». Im Jahr 1986 machte er acht unbetitelt Konturzeichnungen nach einer 1930 entstandenen Aquatinta von Jacques Villon, die ihrerseits eine Kopie nach Duchamps Gemälde «Braut» von 1912 darstellte. Möglicherweise waren es die maschinenähnlichen Elemente in Duchamps Gemälden, Ready-Mades und Skulpturen, die Johns dazu anregten, rotierende Objekte in seine Kunst aufzunehmen. Sichtbar wird dieses Interesse an dem Gemälde «Device Circle» aus dem Jahre 1959. Dadaistische und surrealistische Formen zitiert Johns in «Corpse and Mirror». «Weeping women» von 1975 geht auf den Zeitpunkt zurück, in dem Picasso in den Mittelpunkt von Johns Dialog mit seinen künstlerischen Vorläufern rückt. Der Titel geht zurück auf Picassos Radierung und Aquatinta «Weinende Frau» von 1937, die Johns in Paris sah, als er an eigenen Radierungen für eine Gemeinschaftsarbeit mit dem Dramatiker Samuel Beckett arbeitete. Ein Gemälde von 1988 zählt zu den Werken, die Picassos zweideutige, erotische «Dame mit Strohhut» mit Grünewalds krankem Dämon und dem Badezimmerambiente des Hauses in Stony Point vereinen. Grossen Eindruck übte Picassos 1958 entstandenes Wandbild «Der Fall des Ikarus» auf Johns aus. In «Summer» aus Johns' Jahreszeitenzyklus von 1985 taucht die durch den Raum stürzende Figur wieder auf. Im Jahr 1990 verband er das rechteckige, auch als Landschaft zu deutende Gesicht mit einem rätselhaften Motiv, vermutlich einer Konturnachzeichnung der Reproduktion eines Kunstwerkes, dessen Quelle er bislang noch nicht preisgegeben hat. Das Motiv erinnert an zwei sich umarmende Figuren, ist aber dermassen verunklärt, dass jede Deutung als Figur oder Gegenstand spekulativ bleiben muss. Das erste Gemälde, in dem dieses Motiv Verwendung fand, erhielt den die Einbildungskraft ansprechenden Titel «Green Angel». – Die Abbildungen und Teile dieser Einführung wurden entnommen: Katalog der Jasper Johns-Retrospektive im Museum Ludwig Köln, 8. März bis 1. Juni 1997, herausgegeben von Kirk Varnedoe, Prestel, München, New York 1997.

Michael Wirth